



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 91.

Dienstag, 20. April

1926

(7. Fortsetzung.)

Die drei Brüder von Korff.

Roman von D. von Hanstein.

(Nachdruck verboten.)

Biertes Kapitel.

Den dreibeinigen Teibel noch mal, eine himmelhund-verfluchte Schweinerei ist es — wenn ich — —"

Herr Viktor von Warthenau stampfte mit dröhnen den Schritten die Stufen der großen Freitreppe des Herrenhauses hinauf, während der Kutscher, dem die „freundlichen Worte“ gegolten, etwas vor sich hinmurmelte und ein Gesicht dazu machte, das von Devotion oder gar Unterwürfigkeit unter die Läunen des Herrn so weit verschieden war wie eben die Gesinnung eines modernen und stark kommunistisch beeinflußten Arbeitnehmers von dem krummen Bedientensüden von früher.

Herr von Warthenau achtete nicht darauf. Er war wütend! Bei ihm ein durchaus nicht seltener Zustand, der jedesmal den Beweis erbrachte, daß ein menschliches Gesicht nicht nur rot, sondern auch dunkelblau aussehen kann, aber in diesen Tagen war die Wut in Permanenz erklär.

In dem kleinen Salon, der neben des Guts herrn Arbeitszimmer lag und der wie das ganze Haus mit gediegener Vornehmheit eingerichtet war, saß die junge Frau Edith von Korff im Erker und las in einem Buch. Auch sie sah verstimmt aus.

Jetzt polterte der Vater herein.

„Ich bin wütend!“

„Das braucht du nicht erst zu sagen.“

„Deibel noch mal, da soll dem Menschen die Galle nicht überlaufen.“

Edith seufzte.

„Was gibt es denn wieder?“

„Zuerst schon heute morgen! Habe es so eingerichtet daß ich an Schwechau vorüberfuhr. Sie sind da! Sie arbeiten! Sie arbeiten wie toll! Und aussehen tut's! Weiß Gott, das müssen fünfzig Familien sein, so krabbelt's und wibbelt's da herum. Was haben sie gemacht? Die reinen Indianerhütten! Wahrscheinlich hat dein Herr Gemahl das am Kilimandscharo gelernt! Richtige Indianerwigwams.“

Edith suchte zu lachen.

„Aber am Kilimandscharo sind doch keine Indianer.“

„Dann also Negerhütten! Jedenfalls wimmelt es da von Weibern und Kindern. Ich bin mitten durchgefahren, durch Schwechau, da führt ja der Weg zur Stadt. Und bei den Inshäusern, die bis auf die Schornsteine futsch sind, wimmelt's erst recht. Da graben undhacken die Männer auf Deibel komm raus, und mitten drin haben sie einen großen Tisch aufgebaut, da liegen Blätter, und so ein Herr aus Königsberg, Bauberatungsanwalt heißen sie ja wohl, hantiert herum, während überall Mefkonkels tätig sind. Da wird wahrhaftig schon parzelliert.“

Der brave August aber, dein verehrter Herr Gemahl, ist mittens dazwischen, hat ne alte Tropenuniform an und kommandiert seine Leute! Und wie die fliegen! Was die für vergnügte Gesichter machen! Hat sich was! Wenn ich meinen alten Brummonkels hier, die mich am liebsten vergiften möchten, mein halbes Gut schenke, dann grießen sie auch!

„Na, also, komme verärgert aufs Landratsamt, und da geht's erst los!“

Natürlich, uns spukt der Herr Landrat auf den Kopf! Umlagen über Umlagen, aber dann —

Man sollte sich ein Beispiel nehmen an Herrn von Korff! Das ist ein moderner Geist! Das ist der rechte Weg! Das sollte als Beispiel wirken!

Was die anderen Herren mich angupschten! Als ob ich da einverstanden wäre!

Und plötzlich — mitten rein, platzt er selber! Zu Pferde! In der alten Tropenuniform. Wollte irgend was. Wie uns der Herr Landrat da stehen ließ! Wie er um den Herrn Indianerhäuptling herum war!

Alles erreicht er! Natürlich! Und wir — — wütend bin ich!

Das hat uns gerade gefehlt! Statt daß jetzt die Agrarier zusammenhalten, da kommt so ein moderner Neuling, und ausgerechnet muß das mein Schwiegersohn sein!“

Edith sah vor sich hin.

„Also, er ist da!“

„Bei uns war er nicht! Soll auch nicht kommen, sonst geig ich dem Herrn noch mal meine Meinung. Stehen dem seine Kerls wahrhaftig näher als sein leibhafter Schwiegervater!“

„Und das Herrenhaus? Wird da auch gearbeitet?“

„I wo! Die Herren Instleute kommen natürlich zuerst dran! Du sitzt ja hier gut! Das heißt, wenn er sich einbildet, daß du etwa wirklich Lust hast, den Idealstaat da mitzumachen.“

„Er hat mir geschrieben.“

„So?“

„Nur ein paar Zeilen, daß er anfängt und daß er sich auf den Wiederaufbau von Schwechau freut — daß auch ich mich freuen würde und mitarbeiten —“

Der Gutsbesitzer lachte auf.

„Natürlich! Fahr doch gleich rüber! Koch der ganzen verehrten Gesellschaft das Mittagbrot! Vielleicht baut er dir dann auch eine Indianerhütte. Schreiben! Unverächtig! Hätte es sich nicht geschickt, daß er gekommen wäre.“

Edith antwortete nicht. Auch sie wäre so gern empört gewesen, wenn sie nicht trotz allem ein böses Gewissen gehabt hätte. Sie dachte an jenen Abend, an dem sie einfach davongefahren war. Und nun ist er da! War in der Nähe, arbeitete, baute auf, und sie?

Ja, hatte sie ihn denn lieb? Sie wußte es selbst nicht. War es gefränte Liebe oder nur verlegte Eitelkeit, die sie so bewegte und unruhig machte? Sie hätte weinen mögen — auch aus Wut wie der Vater!

Unwillkürlich fiel ihr Blick in den Spiegel und wurde nicht freundlicher. Seit drei Tagen trug sie nun immer schon frisch am Morgen ein gutes Kleid und hatte sich sorgsam frizzieren lassen — sie hatte auf ihn gewartet — nein — es war nicht Liebe, es war Ärger. —

Der Baron sah sie an und fing an zu lachen, sie fuhr auf.

„Jetzt lachst du auch noch?“

„Weil ich mich freue, daß du wenigstens auch wütend werden kannst, denn das sehe ich dir an. Recht hast du! Wütend werden ist noch das einzige, hilft aber nichts. Jetzt hab ich's wieder besser. Ich kann wenigstens einen tüchtigen

"Nogut trinken, und das schidt sich für dich wieder nicht." Er trat an die Kredenz und goß ein paar "heftige" Gläser hinter die Binden.

"Aber Papa, du siehst so schon blaurot aus."

"Dann schadet es doch nichts mehr!"

"Du bekommst noch einen Schlaganfall!"

"Unsinn, den hätte ich schon längst bekommen müssen!"

Draußen erklang eine Hupe, und ein Auto fuhr an die Rampe, der Baron brummte. "Jetzt noch Besuch! Wahrscheinlich wieder einer, der mir zu der schönen Nachbarschaft gratulieren will!"

Der Diener brachte eine sehr jüngstig gestochene Karte, auf der nichts stand als der Name: Ortlieb v. Gerlach.

Freilich, das "v." war so gezeichnet, daß es den Mittelweg zwischen den großen und kleinen Buchstaben hielt und man — je nach Wahl — den Anfangsbuchstaben des Namens Vistor oder das Adelspräfix herauslesen konnte.

Des Barons Miene wurde nicht heiterer.

"Der Windhund! Natürlich will er mich anpumpen! And abweisen kann man ihn nicht! Also in Gottes Namen, ich lasse bitten."

Ortlieb trat ein — sehr elegant nach neuester Mode gekleidet und in tadeloser Form.

"Lieber Onkel — —"

"Wo bläst dich denn der Wind her und noch dazu im Auto? Wo hast du denn das aufgetrieben?"

"Lieber Onkel, die Eisenbahn ist so unzuverlässig — und ich habe viel zu reisen, da fahre ich lieber in meinem eigenen Wagen!"

Unwillkürlich trat der Baron an das Fenster und warf einen Blick auf die elegante Limousine, die der livrierte Chauffeur eben in die Remise brachte.

"Das — das ist — dein Wagen?"

Ortlieb lachte.

"Natürlich."

Der Baron sah ihn einen Augenblick an, und während dessen begrüßte Ortlieb Edith.

"Berehrte Cousine — ich habe mir erlaubt, eine Kleinigkeit aus der Großstadt mitzubringen."

Er überreichte eine große und anscheinend sehr wertvolle Bonbonniere.

Der Baron wurde immer nervöser.

"Liebe Edith, du besorgst wohl ein Frühstück."

Als sie hinausgegangen war, trat Baron Vistor auf Ortlieb zu.

"Du — Junge, du siehst ja unheimlich elegant aus, aber trotzdem — nur eine kurze Bemerkung, zur Orientierung. Du bist mir natürlich herzlich willkommen, aber — wenn du mich vielleicht anpumpen willst — Entschuldige, wenn ich etwas offen bin — —"

Wieder lachte Ortlieb.

"Aber Onkel, sehe ich denn aus wie ein Mensch, der pumpen will?"

"Ich sagte dir ja, unheimlich nobel siehst du aus."

"Na also, und wenn du denn gleich mit der Tür ins Haus fällst. Du warst während des Krieges so liebenswürdig, mir einige Kleinigkeiten zu borgen —"

"Kleinigkeiten ist gut. Es waren so zehntausend Meter."

"Ganz recht, zehntausend Goldmark, und ich werde mir erlauben, sie dir nachher zurückzugeben. Natürlich dem heutigen Geldstande entsprechend, denn du sollst selbstverständlich keinen Verlust haben."

"Junge — jetzt mal heraus — hast du ein paar reiche Juden totgeschlagen?"

Ortlieb lachte wieder.

"Ist nicht nötig."

"Ja, was treibst du denn?"

"Schr einsach, ich bin der Direktor der Ständinavisch-Deutschen Handelsgesellschaft."

"Was bist du?"

"Herrgott — Direktor der Ständinavisch-Deutschen Handelsgesellschaft. Wir sind zurzeit damit beschäftigt, in ganz Deutschland Filialen anzulegen, besonders in den landwirtschaftlichen Gebieten."

Des Barons Gesicht wurde immer erstaunter.

"Du scheinst mir nicht zu trauen, Onkel, willst du vielleicht einen Blick in dieses Papier tun?"

Er reichte ihm eine handelsgerichtliche Eintragung.

"Deutsch-Ständinavische Handelsgesellschaft G.m.b.H.,

geschäftsführende Direktoren Niels Svennson in Stockholm und Ortlieb von Gerlach in Berlin. Geschäftskapital eine Million schwedische Kronen."

Der Baron ließ das Papier sinken.

"Nun mal heraus mit der Sprache, was soll das heißen?"

"Sehr einfach, daß in der jetzigen Zeit das Geld geradezu auf der Straße liegt und daß ein tatkräftiger und geschäftskundiger Mann es nur aufzuheben braucht. Natürlich muß es ein klarer Kopf sein, muß international denken! Ich glaube, gerade die Landwirtschaft hat in den Kriegsjahren getan, was sie konnte."

Der Baron nickte vergnügt.

"Sehr richtig!"

"Hat den Boden erschöpft und ausgepumpt!"

"Sehr richtig!"

"Geht das noch ein paar Jahr so weiter, dann liegt alles brach."

"Natürlich!"

"Jetzt ist es nötig, Dünger in die Erde zu bringen, wieder zu bessern!"

"Wie der Mensch spricht!"

"Das kostet Millionen und Milliarden. Hast du die?"

"Leider nein!"

"Und paß mal auf, wenn das so weiter geht, ist dein Vermögen in ein paar Monaten futsch."

(Fortsetzung folgt.)

Seine große Zukunft.

Humoreske von Else Stahl.

Er war schon von Kindheit an davon überzeugt gewesen, daß er zu etwas Großem geboren sei. Jetzt, fühlte er, war die Zeit gekommen. Er überlegte, lange und gründlich. Dann teilte er seiner Frau das Endergebnis mit.

"Ich habe mich entschlossen, ein Drama zu schreiben. So etwas, was noch nie dagewesen ist. Dir allein sage ich es. Du bist mein Weib, du hast ein Recht darauf, an meinem Streben teilzunehmen."

Sie nahm teil. "Oh, der Stoff!" rief sie.

Er mißbilligte: "Der Stoff? Du kennst ihn ja noch gar nicht. Es handelt sich um zwei Freunde und eine Frau, selbstverständlich — —"

Sie unterbrach: "Du verstehst mich nicht, du wirst mich nie verstehen. Es handelt sich um Crève Georgette."

"Wie frivol!" Er rümpfte die Nase. "Was weißt du von diesem unsittlichen Schmarr'n, dieser Schande für Berliner Bühnen — —"

"Dein Drama?" erkundigte sie sich.

"Wie? Oh! Ich spreche von 'Crève Georgette', dem Lustspiel — —"

Sie brach in ein gereiztes Lachen aus. "So schreibe ein Lustspiel! Du bist ja selbst eine komische Figur!"

Sie war weg. Er betrachtete, aber merkwürdig angeregt: "Ein Lustspiel? Läßt sich im Gewande des Scherzes nicht Allerlei festlegen? Gut, schreiben wir ein Lustspiel. So hat ihre kindliche Verständnislosigkeit den Anstoß zu Großem geben."

Harro kam, der Dichter teilte ihm mit, daß er das Lustspiel des Jahrhunderts zu schreiben beabsichtigte.

"Wie, du Schriftstellerst? Seit wann? Na egal. Aber dann kannst du mir ja auch fünfhundert Mark pumpen. Lustspiele bringen klobig viel Geld."

"Noch" lagte der Dichter bescheiden, "ist der volle Erfolg nicht sicher . . ." Harro ließ mit sich reden.

"Also fünfzig Mark. Als Vorschub"

Er nahm sie, ging und traf bei der Frau seines Freundes das Mädchen, das er liebte und das Herta hieß. Beide lachten über ein Modenalbum gebeugt. Herta lagte, und ihr Blick war schmerzvoll.

"Wir suchen Paulas neues Kleid aus. Wie gut sie es hat! Ihr Mann wird berühmt und reich werden. Er schreibt ein Drama."

Harro korrigierte: "Ein Lustspiel. Es ist auch noch nicht ganz fertig."

"Einerlei. Er ist doch was. Er kann doch was. Sowas sieht man einem Menschen doch schon an." Und nach einer Pause: "Paulas Mann wird die Villa im Grunewald kaufen, die weiße, mit den hohen Fenstern. Wissen Sie? Erinnern Sie sich?"

Harro wußte und erinnerte sich. Darum verabschiedete er sich und brachte die fünfzig Mark noch am selben Abend durch.

Am nächsten Tage kam Paulas Erbtante Anna, zum

erstenmal seit dem Hochzeitsjahr ihrer Nichte. Der Bräutigam hatte ihr nicht gefallen.

„Ich höre, Sie schreiben ein Lustspiel, das Reinhardt bereits angenommen hat? Wollen wir uns nicht du sagen?“

Sie legten sich zu Tante Anna führte auch Paula. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!“ behauptete sie. „Du liebes Kind!“

Gedankenvoll und versunken starrte der Dichter in die Kaffeetasse.

Die Tage gingen. Der Dichter suchte seinen Stoff. Teils im „brausenden Leben der City“, teils im verdunkelten Arbeitszimmer bei farbigem Licht. Das erzeugt Stimmung und beschleunigt den Prozeß. Paula empfing unterdessen die Freunde und Freundinnen des Hauses und machte ihnen in gedämpftem Ton Mitteilung von dem Stand der Dinge.

Nach drei Wochen war dem Dichter etwas eingefallen. „Also die Idee hätte ich. Das ist die Hauptsache. Aber sie eignet sich mehr für einen philosophischen Roman, weißt du, für einen ganz großen, evochendenden. So à la Dostojewski.“

Paula erwiderte sachlich: „Ich mag Dostojewski nicht. Aber ich will dir kein Hindernis sein. Gut, schreibe einen großen Roman à la Dostojewski. Ich bin auch damit zufrieden.“

Sie schloß behutsam die Tür des verdunkelten, in violettem Licht strahlenden Arbeitszimmers hinter sich, gerübrig über ihre Oferfreudigkeit. Denn im Grunde war es doch gerade die Theaterpremiere gewesen, Körbe voll Blumen, rausender Applaus, zwanzigmaliges Hervorrufen des Dichters und Geißler: „Dort in der Loge sitzt seine Frau —“, aber sie liebte ihren Mann, jawohl. Dabei holperte sie fast über die Portiersfrau, die lautlos wie ein Schatten an der KorridorTür vorbeibuschte.

„Wir sind alle ganz leise,“ wisperte die Frau, „wir wissen ja alle, daß der Herr Doktor ein Drama schreibt —“

Paula dachte: „Gott, wie rückständig! Immer noch Drama!“ Laut sagte sie: „Es wird kein Drama, sondern ein philosophischer Roman à la Dostojewski. Etwas ganz Großes, Evochendendes“

Die Portiersfrau versicherte, das ändere nichts, aber Paula ging doch die Treppe hinab mit dem unangenehmen Gefühl, im Werte gesunken zu sein. Auf der Straße traf sie Herta am Arm eines blauen Jünglings.

„Mein Bräutigam!“ stellte Herta vor, „er schreibt eine Bühnengroteske. Das ist das Modernste, das Tieffte heutzutage.“

Paula lehrte um, stürzte in das verdunkelte Arbeitszimmer. Er blätterte im Lexikon. „B-B-Bi-Birma, Was ist das für ein Land? Mein Roman soll nämlich die Kultur von Birma zum Fundament haben. Er wird grandios.“

Sie schnitt ihm das Wort ab. „Du wirst eine Bühnengroteske schreiben. Das ist heutzutage das Modernste. Soll Hertas Bräutigam uns die Villa im Grunewald vor der Nase wegschnappen? Das überlebe ich nicht.“

Sie begann zu schluchzen. Er erhob sich, milde, aber gebietend.

„Schäme dich, Paula. Der Genius läßt sich nicht kommandieren. Es geht hier um Größeres als eine Grunewaldvilla.“

Egriffen flüsterte sie: „Eine am Gardasee?“ Er schwieg, sie ging.

Tante Anna schickte einen wunderbaren selbstgebackenen Käsekuchen.

„Dem großen Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts!“ stand auf der Karte, die im Kuchenkrater steckte. Der Dichter sagte sinnend:

„Das erste Kapitel ist begonnen. Das wird genügen. Der Stoff eignet sich besser zu einer Novelle, zu einem konzentrierten Kunstwerk — das entspricht auch am besten meiner Eigenart. Außerter Skizze aller Erkenntnisse, Extrakt des Extrattes — das ist die Novelle.“

Paula weinte. Er beachtete sie nicht, stochte sich den letzten Kuchen in den Mund, warf Harro hinaus, der noch einmal fünfzig Mark Vorschuß haben wollte, und schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein.

Fünf Tage und Nächte kam er nicht daraus hervor. Er schließt auf dem Divan, das Essen stellte ihm Paula auf die Türschwelle. Am Vormittag des sechsten Tages begegnete sie ihm auf der Treppe. Er trug einen Brief in der Hand.

„Vier Seiten lang ist sie geworden. Eine Skizze, in der trotz ihrer Kürze alles gesagt ist was es auf Erden nur zu sagen gibt. Es ist die Skizze!“

Seine Augen waren matt, von Ringen umgeben. Die Skizze ging ab. Nach drei Tagen war sie wieder da. Der Redakteur schrieb er habe volles Verständnis für verlängerte Notlagen. Trotzdem solle man nicht zu solchen Berzweiflungsmitteln greifen. Wenn aber der Autor Reklameverleid machen wolle — sein Schwiegervater habe eine Margarinefabrik, Marke „Atta Troll“, und suche jemand dazu, bei sehr gutem Honorar. Die Adresse liege bei.

Schauerlich durchgesetzte das Hohngelächter des Dichters

die Wohnung. Paula stürzte entsetzt herbei, sie fand ihren Mann auf dem Diwan liegend und unverständliche Worte unter konvulsivischen Zuckungen ausstoßend. Allmählich wurde er ruhiger, sie verstand:

„Drückt auch die Sorge bestis,
Such' drum nicht gleich den Tod!
Nimm nur und streiche kräftig
Dir „Atta Troll“ aufs Brot!“

„Er ist doch ein großer Dichter!“ sagte sie weinend und zerkrümpte den Brief des Redakteurs. Die Adresse des Fabrikanten legte sie sorgfältig auf den Schreibtisch. —

In dieser Stunde wurde unter gräßlichen Schmerzen die große Zukunft des Dichters geboren. Ein Jahr später wohnte Paula in der Grunewaldvilla, der weißen mit den hohen Fenstern. Die Träume der Jugend lügen nicht. Man muß sie nur richtig auslegen können.

Herta aber entlorb sich wieder.

Hygiene und Heilkunde

Die Aufgaben der Milz entdeckt. Der modernen Forschung ist es gelungen, ein Geheimnis aufzuklären, das bis jetzt den Arbeiten aller Ärzte und Physiologen undurchdringlich blieb. Es handelt sich um die Frage, was die Milz im menschlichen Körper für Aufgaben hat. Man kann sie nämlich aus dem Körper entfernen, ohne daß sichtbare schädliche Wirkungen oder Funktionsstörungen im menschlichen Körper dadurch hervorgerufen würden. Seit dem Jahre 1850 etwa geht die übereinstimmende Meinung der Forscher dahin, daß sie der Reinigung des Blutes und dem Aufbau der Blutzörperchen diene. Nach der Entfernung der Milz übernehmen andere Organe ihre Arbeit, namentlich das Knochenmark soll einen großen Teil dieses Dienstes übernehmen. Die letzten Forschungen haben nun ergeben, daß die Milz, die wichtige Schöpferin der kleinen Körperchen ist, die helfen, die Bakterien im Blute abzutöten, Körperchen, über die selbst wir noch nicht allzuviel wissen. Laboratoriumsversuche haben ergeben, daß die Milz beim Widerstand des Körpers gegen Tuberkeln und gegen das Anwachsen von Geschwülsten eine wichtige Rolle spielt. Man hat auf der Milz und anderen Organen des Körpers künstlich Geschwülste gezüchtet und gefunden, daß deren Wachstum in der Milz geringer ist, und daß sie auf anderen Organen viel besser gedeihen. Die Entfernung der Milz aus dem Körper vermindert also den Widerstand gegen diese Krankheiten. Man schließt daraus, daß die Milz eine die Geschwülste vernichtende Substanz enthält. Man sucht aber noch nach derselben. Vor kurzem haben zwei New Yorker Ärzte, Dr. Schapiro und Dr. Bränel, mit einem Extrakt aus Milz und Knochenmark Versuche auf die Bildung roter Blutzörperchen angestellt; unter dem Einfluß dieser Extrakte vermehrten sich die roten Blutzörperchen, nach Aufhören der Einwirkung ging die Anzahl derselben zurück. Ein endgültiger Beweis der Tatsache, daß solche Extrakte eine Substanz enthalten, die die Vermehrung roter Blutzörperchen begünstigt, würde von unschätzbarem Wert für die Heilung vieler Krankheiten sein.

Welt u. Wissen

Die Lebensdauer der Schiffe. Kürzlich wurde berichtet, daß der älteste in Londons Register aufgeführte Dampfer „Genix“, der 1848 erbaut worden ist, durch Feuer zerstört worden sei. Dieses Schiff war also 77 Jahre alt geworden, immerhin ein respektables Alter angesichts unserer schnellbigen Zeit. Die neueren Schiffe werden bekanntlich nicht so alt. Nach zwanzig bis dreißig Jahren werden Kriegs- und Passagierschiffe bereits wieder außer Dienst gestellt und abgewrackt, weil die Einrichtungen dieser Schiffe den riesigen Fortschritten der modernen Technik nicht mehr standzuhalten vermögen. Selbst Schiffe, die Anfang dieses Jahrhunderts noch als große Luxus- und Schnelldampfer galten, sind heute kaum mehr im Dienst. Es klingt fast wie ein Märchen, wenn man hört, daß sich in den atlantischen Meeren noch einige kleine Holzschriffe befinden, von denen das älteste im Jahre 1723 gebaut wurde. Dieses Schiff, „Konstanze“ mit Namen, wird heute noch zu kleineren Küstenfahrt verwendet. Ein ursprüngliches Seeräuberschiff, das 1749 erbaut wurde, wird ebenfalls an der schwedischen Küste noch zu kleinen Fahrten benutzt. Anfang dieses Jahrhunderts wurde in Genua ein Schiff abgewrackt, das ein Alter von rund 300 Jahren zu verzeichnen hatte; es war in den Tagen der Königin Elisabeth erbaut worden und hat zu Handelszwecken und zu Erkundungsfahrten die ganze Welt befahren.

Die Welt der Frau

Kinderkleider.

Beobachtet man das kleine Volk, dann erkennt man so recht, welche Liebe und Sorgfalt die Mütter auf die Pflege ihrer Lieblinge verwenden. Es gibt viele Frauen, denen es an Selbstvertrauen fehlt, ihre eigenen Kleider zu arbeiten, die aber für ihre Kinder ganz reizende Sachen herstellen. Es ist ja auch eine sehr dankbare Arbeit, und sie verursacht fast gar keine oder wenig Kosten, denn eine praktische Frau wird finden, daß aus jedem ihrer gebrauchten Kleidungsstücke noch etwas für die Kleinen herzustellen ist. Selbst Band- und Seidenreste von kleinstem Umfang finden, zu kleinen Blüten verarbeitet, noch Verwendung als Garnitur für Hüte oder Kleidchen. Und Stoffe, die schon sehr unannehmlich schienen, ergeben noch hübsche Kleidungsstücke, wenn sie ordentlich gesäubert und mit Ziernähten oder Stickerei ausgestattet wurden.

Für alle Kinderkleidung ist das erste Erfordernis Zweckmäßigkeit. Zu große Eleganz oder Empfindlichkeit erlegt dem Kinde jedes Alters lästigen Zwang auf. Besondere Einfachheit soll die Kleidung der Jüngsten auszeichnen. Im laubernen Spielbüschen im Kimonoschnitt mit ein wenig Stickerei oder buntem Besatz wird der kleine Bub oder das Mädchen immer niedlich aussehen. Ebenso hübsch und zweckmäßig sind die Spielskleider, die aus einem glatten Kittel bestehen, zu dem ein kleines Bumhöschen gehört, das am oberen Rande und an den Beinchen Gummizug erhält. Der Kittel erhält als Ausstattung Stickerei oder farbige Blenden. Kleine Knaben, die dem Spielsittel schon entwachsen sind, bekommen Trägerbüschen, deren Ränder Ziernähte schmücken und tragen darunter kleine Blusen mit kurzen oder langen Ärmeln. Oder sie tragen das Aufknöpfkleid zu verschiedenen Blusen. Der kleine Schulbube trägt einen glatten Kittel oder Gürtel mit aufgesetzten Taschen und buntkragen, dazu die glatte kurze Hose. Für die folgenden Altersstufen eignen sich dann Tropen oder Jackettanzüge. Viel abwechslungsreicher ist die Kleidung des kleinen Mädchens. Die Kindermode folgt den Linien der Mode für die Großen. Jede Mutter sollte aber darauf halten, daß die Kleidung immer dem Zweck entspricht. Die kleine Modedame wirkt lächerlich und gehört vor allem nicht in die Schule. Man soll den Mädchen durchaus die Freude an schöner und sorgfältiger Kleidung lassen, aber ihre Eitelkeit darf nicht dadurch bestärkt werden, daß sie den Gegenstand der Bewunderung ihrer Mitschülerinnen bilden. Die jetzt so beliebten Zumverkleider eignen sich besonders gut als Schulkleider. Karriert, gestreift, gemustert oder einfarbig geben sie gute Gelegenheit zur Verwendung von Vorhandenem. Die Röckchen sind glatt geschnitten, plissiert oder in Falten gelegt, ganz wie bei den Großen. Die Bluse ist einfach und hat kurze oder lange Ärmel. Ebenso praktisch sind die Kittelskleider, die man bei knappem Material mit breitem absteckendem Besatz versehen kann, der besonders bei den Sommerkleidern eine große Rolle spielen wird. Durch diesen breiten Bindenbesatz lassen sich auch zu eng gewordene Kittelskleider erweitern und verlängern, ohne daß sie an Schönheit einbüßen. Die größere Länge ergibt der breite Randsaum. Die größere Weite erreicht man durch eingesetzte Faltenstücke jederseits vorn und im Rücken. Der Pullower, der auch in der Mädchenkleidung wegen seiner praktischen Verwendbarkeit eine große Rolle spielt, kann von größeren Mädchen schon selbst gestrickt oder gehäkelt werden.

Mäntel, Jackenkleider und Capellkleider entsprechen ganz der Mode für die Mama. Der Capemantel kann mit abnehmbarem Cape gearbeitet werden. Sehr beliebt für die Jugend sind die plissierten Capes mit glatter Passe, die vorn mit einer großen Schleife geschlossen werden und sich für alle Lebensalter gleich gut eignen. Dabei sind sie praktisch. Nicht nur, weil sie so leicht und preiswert herzustellen sind, sondern weil sie sich, ausgewachsen oder aus der Mode gekommen, so bequem wieder verwenden lassen. Die kleinen Mützen und Hüttchen sind aus Seide leicht selbst herzustellen oder können aus Bastfaden gehäkelt werden. Zur Garnitur dienen kleine bunte Seidenblumen, die man aus Resten arbeitet, und die der Hutform flach anliegen müssen.

Bei der Wahl der Kinderkleidung soll die Mutter sich nicht verleiten lassen, aus ihren Kindern Modebüppchen zu machen. Kinder müssen sich ungeschwungen und frei bewegen können. Eine kleine Modedame mit Schal, Töschchen und Töschchirn wirkt lächerlich, und die Mutter ruft ihr durch solchen Aufzug alle erfrischende Natürlichkeit eines gesunden Kindes.

Clara Wirtig.

Ehe und Kultur.

Die Ehe ist im tiefsten Sinne Kulturschöpferin und zugleich Kulturträgerin. Wo ihr heiliger Boden entheiligt wird, verwundert man die tiefsten Wurzeln der Kultur. Ein Volk kann nicht verantwortungsvoll genug das Gebild der Ehe nehmen und die Erziehung zu ihr. Wenn wir aber die letztere betrachten, so müssen wir leider erkennen, daß viele unter uns eine erfreuliche Kulturosigkeit besitzen. Sie tappen und lärmten in die Ehe hinein und wissen nicht, daß sie einen Tempelgrund betreten, auf dem man ehrächtig und voller Ehrfurcht schreiten muß.

Wir erziehen die Jugend zu vielerlei, aber am allerwenigsten noch zur Ehe. Darum haben wir ja so viel bejammernswerten Okkultantismus in ihr, soviel Unheiligkeit und soviel Unheil, soviel Verbrochensein an Leib und Seele. Ja, man kann sagen, der Niedergang eines Volkes kommt leichten Endes aus den vielen unglücklichen und fehlgeschlagenen Ehen.

Je mehr Ehen in einem Volke zerbrechen, je mehr zerbricht auch seine Kultur. Alle Kernigkeit unseres Daseins, alle Quellenfrische und schöne Urwürdigkeit liegen in der Ehe wie in einer Schale. Das Glück einer Nation wächst, je mehr Menschen in ihr die Ehe als eine Aufgabe, als ein Werk nehmen, das schwerste, aber tödliche Wirklichkeit, wenn sie mit dem ganzen Ernte und der ganzen Inbrunst zweier sich wahrhaft liebender Seelen gestaltet und gelebt wird. Ehe ist Wachstum und mit ihr wird auch die Kultur wachsen.

Es gibt nichts Schöneres und Größeres, als wenn ein Liebender vom andern sagt: „Ich bin durch die Ehe ein Mensch geworden!“ Ja, das ist das Köstlichste, wenn so aus vielen Ehen die reine volle Menschlichkeit wie aus dem Grunde eines heiligen Gartens blüht. Der Gipfel aller Kultur ist diese Menschlichkeit.

Und so erkennen wir wiederum, wie Ehe und Kultur wurselhaft ineinander verschlungen sind. Der Wille zur glücklichen Ehe, einer vollen Reinheit und tiefer, innerlicher Lebendigkeit ist der Wille zur Kulturhöhe eines Volkes. Und so sollte jeder solchen Willen zeigen.

Die Geschichte des Bubikops.

Der Bubikopf ist keineswegs ein Produkt der Neuzeit, schon die alten Griechen aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert kannten ihn, wie aus den „Annalen“ des griechischen Geschichtsschreibers Duris von Samos hervorgeht. Es heißt darin: Die Athener unternahmen einst einen Kriegszug gegen die Bewohner der Insel Aegina, die Seeräuberei betrieben. Die Aeginaten zusammen mit den Spartiaten töteten alle Angreifer. Nur ein Bote brachte die Nachricht nach Athen. Diesem stießen die Frauen der Gefallenen mit ihren Schultertrümpfen die Augen aus und töteten ihn zuletzt. Für diese schreckliche Tat wurden ihnen die Mantelpfangen genommen, auch mußten sie von nun an die Haare kurz geschnitten tragen. Die Männer selbst pflegten ihre Haare, auch trugen sie lange, bis auf die Füße herabreichende Gewänder, die Frauen dagegen ärmellose, die Schenkel entblößende dorische Kleidung, die mit unserer heutigen Mode der Armellosigkeit und des Fußstreifen oder Schlikrodes sehr viel Ähnlichkeit hat.

Auch die Renaissance kannte den Bubikopf. Es wird uns berichtet, daß im 15. Jahrhundert in Venedig eine Frauenfrisur sehr verbreitet war, bei der das Haar kurz geschnitten wurde und die den Trägerinnen ein „männliches“ Aussehen gab. Der Chronist erzählt, daß der Zweck dieser Mode war, die Männer anzulocken. Diese Frisur trug den Namen „fungo“, was zu Deutsch „Pils“ bedeutet. Die Mode nahm derart überhand und führte zu solch bedenklichen Begleitercheinungen, daß der Magistrat sich veranlaßt sah, dagegen einzuschreiten. Eine amtliche Verordnung verbot den Bubikopf als „unsittlich“ und befahl, daß „die Frauen zu erscheinen hätten, so wie Gott sie erschaffen habe.“

Übrigens werden sich viele Frauen noch des „Tituskopfes“ erinnern der in den achtzig Jahren Mode war. Auch damals gab es viele ältere Frauen, die sich ihr Haar kurz schneiden ließen. Man kannte allerdings noch nicht alle Feinheiten des Bubikopfes, sondern trug das Haar meist kurz gelöst. Eine lange Dauer war diesem Tituskopf nicht beschieden und die übrige Mode hat sich nicht so darauf eingestellt, wie sie es heute tut.